

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 45

Artikel: Soldatenaberglaube (Fortsetzung)

Autor: H.M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 45

Basel, 15. November

1919

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 50 Cts. die ein-spaltige Petitzelle. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.

Redaktion: Karl Schwabe in Basel.

Inhalt: Soldatenaberglaube. — Das Ludendorff-Buch. (Fortsetzung.) — Tagebuch eines eidgenössischen Soldaten aus dem Aargau während des Feldzugs im Jahr 1815. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen.

Soldatenaberglaube.

(Fortsetzung.)

Wenn vorhin von negativem Soldatenaberglauben die Rede war, so ist das so zu verstehen, daß der Soldat nicht mit übernatürlichen Mitteln in den Gang der Handlung eingreifen darf — er darf nur seine eigene Person „kugelfest“ machen wollen — ebensowenig darf er sich durch „Vorzeichen“ leiten lassen: er muß sich verhalten, wie Hektor, der seine Trojaner, als sie einen Adler mit einer Schlange in den Fängen als böses Vorzeichen deuten wollten, mit den Worten zurecht wies: *Ein Wahrzeichen nur hat Geltung — das Vaterland zu retten!*

Unser Gewährsmann, dem wir bis hierher folgten, wirft nun die Frage auf: Waren große Feldherren abergläubisch? Es ist das eine Frage, die schon oft gestellt und verschieden beantwortet worden ist. Baron Meneval bemerkt in seinen Memoiren, als er auf das Problem Napoleon zu reden kommt: Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß große Männer abergläubisch sind oder sein müssen. Die große Menge, die dem Aberglauben meist verfallen ist, meint, daß große Dinge nur durch übernatürliche Mittel zustande kommen. Andere wieder können jenen ihre Superiorität nicht verzeihen, weshalb sie ihnen gewisse menschliche Schwächen beilegen... Hat er recht? In gewissem Sinne sicher. Man darf bei der Beurteilung der Großen nur eines nicht vergessen: Dichtung und Wahrheit gehen in einander über. Nämlich so: Es braucht nur sehr wenig Zeit, so bildet sich ein Legendenkranz um eine überragende Persönlichkeit. Das haben wir in diesen Tagen mit den Hindenburgmythen erfahren können. So geht die Person mit einem Schimmer in die Geschichte ein, der ihr gar nicht zukommt. Oder aber: der Betreffende hat sich absichtlich so gegeben als ob er „zaubern“ könnte, weil das den Massen imponiert oder vielleicht auch: die Verhältnisse waren stärker als er, und wenn er die Massen für sich haben wollte, so mußte er deren Aberglauben benutzen, sich selber abergläubisch stellen, und es ist dann für Späterlebende unendlich schwer, Dichtung und Wahrheit auseinander zu halten. Daran muß man sich stets erinnern, wenn man die Psyche großer Männer beurteilen will.

Daß der junge Alexander z. B. nicht abergläubisch war, geht für mich aus dem bekannten Verhalten des

Feldherrn gegenüber dem Orakel zu Delphi hervor. Daß er einen Hofstaat von Zeichendeutern und Wahrsagern mit sich führte, beweist noch lange nicht das Gegenteil, denn Fürsten müssen sich bekanntlich nach den landläufigen Sitten und Gebräuchen richten, und wie die damals waren, dürfte bekannt sein. Daß er nach und nach von seinem Milieu in Mitleidenschaft gezogen worden ist, daß seine Psyche allmählich unter den Einwirkungen der ewigen Feldzüge leiden mußte, ähnlich wie wir das zur Stunde an Tausenden beobachten können, ist ebenfalls ohne Schwierigkeit zu verstehen. Solche Ueberlegungen lassen die Stelle im Plutarch klar werden, die lautet: Wie Alexander sich erst einmal zum Aberglauben hingeneigt hatte, verfiel er immer mehr in ängstliche Furcht und Bangigkeit und betrachtete nun jedes ungewöhnliche und auffallende Ereignis, so unbedeutend es auch an sich sein mochte, als Anzeichen und Vorbedeutung. Daher war der ganze Palast mit Wahrsagern und Zeichendeutern angefüllt, die immer mit Reinigungsopfern zu tun hatten. So gefährlich also auf der einen Seite der Unglaube und die Verachtung der Götter ist, ebenso gefährlich ist auf der anderen der Aberglaube, der sich gleich dem Wasser nach Niederungen senkt und die Menschen mit törichtem Wahn und Furcht erfüllt, wie es jetzt mit Alexander der Fall war.

Daß die griechischen Heerführer als Kinder ihrer Zeit stark unter dem Banne abergläubischer Vorstellungen standen, scheint aus dem Ausspruche des Sokrates hervorzugehen, worin er ein Gesetz verlangt, „wonach nicht der Wahrsager dem Heerführer, sondern der Feldherr dem Wahrsager befehle“.

Auf Hannibals Psyche wirft die bekannte Szene mit Prusias ein scharfes Schlaglicht, dem der große Soldat, als er der ungünstigen Zeichen wegen nicht angreifen wollte, zugerufen haben soll: Was, du hast mehr Zutrauen zu einem elenden Kadaver und dessen Eingeweiden als zu einem schlachtergrauten Führer?

Bekannt ist das Verhalten des Consuls Publius Claudius Pulcher, der die heiligen Hühner, die vor seinem Angriff auf Drepanum nicht fressen wollten, in die See werfen ließ mit den Worten: Wollen sie nicht fressen, so sollen sie trinken! Leider mißlang der Angriff, und dieser Umstand war nun für die Abergläubischen ein untrügliches Beweismittel für die Zuverlässigkeit der „Zeichen“.

Die Wirkung war nachhaltig und das Geschichtchen wird heute noch erwähnt!

Ueber den „Glauben“ Cäsars sind die Meinungen geteilt. Viele wollen aus der Tatsache, daß er die Zahl der Auguren vermehrte, schließen, daß er dem Aberglauben gehuldigt habe, andere wiederum behaupten, es hätte die Maßnahme einfach den Wert einer staatsmännischen Aktion gehabt, da Cäsar alles habe tun müssen, um den Sinn des Volkes zu lenken.

Daß die Feldherren des Mittelalters sehr abergläubisch waren, kann man sich denken, wenn man die damaligen Geistesströmungen und Ansichten auch nur einigermaßen kennt. Die Ueberlieferung will wissen, daß Karl der Kühne vor jeder kriegerischen Handlung, die er unternahm, Ochsenblut trank, da seiner Mutter geweissagt worden war, nur dieser Trunk mache ihn für seine Gegner unüberwindlich. Und dieser Glaube sei derart fest in ihm verankert gewesen, daß er selbst vor der Schlacht bei Nancy, nachdem also das Mittel schon mehrfach versagt hatte, nochmals der Weissagung glaubte.

Alle Heerführer des 30-jährigen Kriegs waren vom allgemein herrschenden Soldatenaberglauben derart angesteckt, daß sie „ihrem Sterne glaubten, der nicht trügen konnte“, wie Wallenstein sich auszudrücken pflegte. Gustav Adolf, Tilly, Pappenheim, Protestanten wie Katholiken, glaubten fest an das „Gefrorenmachen“ und wendeten alle möglichen Zauber- und Hilfsmittel an.

Die großen Führer der neueren Zeit werden verschieden bewertet. Friedrich der Große, der Philosoph und Negierer, hat sich je und je in seiner sarkastischen Weise über alles lustig gemacht, was nach Aberglauben roch, und seine Gespräche mit den Aufgeklärten seiner Zeit lassen erkennen, daß er erhaben war über die Schwächen seiner Zeit. Und doch gibt es Züge in seinem Leben, die einen stutzig werden lassen. Jedenfalls hatte er sich derart in der Gewalt, daß er äußerlich nicht zur Schau trug, wie es vielleicht in seinem Innern ausgesehen hat.

Napoleon, das Kind der großen Revolution auf geistigem wie materiellem Gebiet, zeigt auch auf dem hier zu betrachtenden allerlei merkwürdige Erscheinungen. So ist sein Fatalismus gewiß eine Eigenschaft, die auf eine ganz eigenartige Mentalität schließen läßt. Madame Rémusat zeugt ihn geradezu des Aberglaubens, und aus den verschiedensten Memoiren leuchtet heraus oder läßt sich schließen, daß dem so war. Manche seiner Lebensgewohnheiten sind sichere Zeugen für seine Ansichten. Er war eben nicht allein ein Sohn der Revolution, sondern vor allem aus, trotzdem er nur Franzose sein wollte, es wenigstens zu sein vorgab, Korse. Das ging ihm sein Leben lang nach: er glaubte an gute und böse Omina ebenso fest wie an sein sicheres Glück. Vor bestimmten Zahlen hatte er eine unerklärliche Scheu, vor gewissen Buchstaben ein eigentliches Grauen. Bekannt ist, daß ihn eine Kartenschlägerin, auf die er außerordentlich viel gab, vor dem Buchstaben M gewarnt hatte, weil er ihm Unglück bringe. Zuerst schienen die Tatsachen die Aussage Lügen zu strafen, denn Marengo und Mack sind zwei Namen, die seinen Ruhm begründeten. Er war aber trotzdem von der Wahrheit der Prophezeiung überzeugt, und es ist nun zum mindesten sehr merkwürdig, daß in der

Folge seine Ansicht Recht behalten sollte. Ist es Fatum, daß Moreau ihn verraten, Mallet gegen ihn konspiriert hat, Murat und Marmont von ihm abfielen, Metternich sein erfolgreichster Gegner war, in Moskau sein Stern erblaßte, bei Mont Saint Jean (Waterloo) der schwerste Schlag gegen ihn geführt worden ist, der Kapitän des „Bellerophon“ Maitland hieß? Und seine Gattin, die gegen ihn intrigierte und ihm untreu wurde, hieß ja Marie Luise! Bekannt ist ferner die Episode am Njemen, als die Reitermassen an ihm vorüberzogen und die Pferde die Köpfe hängen ließen, statt, wie er erwartet hatte, freudig zu schnauben und zu wiehern. Er hat bei diesem Anlaß — er war ja kein besonders guter Reiter — sein Roß offenbar gekitzelt, denn alle seine Begleiter bezeugen, daß der sonst so Ruhige, der alles mit Stoizismus hinnahm, trotzdem er sich Zwang antat, furchtbar erregt gewesen sei und ungemein nervös; das Pferd wurde unruhig, bäumte sich und warf den Kaiser in den Ufersand. Obschon er keinen Schaden nahm, blieb er doch den ganzen Tag wortkarg und in sich gekehrt, und es haben ihn offenbar düstere Ahnungen gequält, denn er soll, wie einer seiner Vertrauten in sein Tagebuch geschrieben hat, ein einziges Mal gesprochen und dabei geäußert haben: In so großen Augenblicken am Vorabend folgenschwerer Ereignisse wird man wider Willen abergläubisch. Der Pferdeaberglauben ist übrigens uralte; schon die Römer wollten aus dem Benehmen ihrer Rosse vor und während eines Feldzuges und insonderheit vor der Schlacht den Ausgang des Unternehmens herauslesen.

Ueber die Mentalität der Führer im Weltkrieg liegen, wenigstens was die uns hier interessierenden Erscheinungen anbetrifft, keine authentischen Nachrichten vor.

Ein besonderes Kapitel des Wahnglaubens, das tief im Volke wurzelt, und das auch im Frieden oft genug tolle Ranken treibt, bildet der Glaube an gewisse Unglückstage. Daß bei uns der Freitag nicht sehr beliebt ist, weiß jedes Kind. Weshalb es gerade der Freitag sein muß, ist unklar. Die einen bringen diesen Aberglauben in Beziehung zum Karfreitag, die anderen wollen ihn mit der germanischen Göttin Fräa oder Frigg, der Gemahlin Odins, in Zusammenhang setzen, deren Erscheinen jeweilen einen Todesfall bedeutete. Die Bekenner des Islam unterscheiden nicht allein Glücks- und Unglückstage, sondern auch Glücks- und Unglücksstunden, wie das Studium der türkischen Kriegsgeschichte dartut, besonders wenn man persönliche Erinnerungen oder Memoiren liest. Letztere sind überhaupt auch in dieser Hinsicht ungemein fruchtbar. Man stößt jeden Augenblick auf Hinweise und Geständnisse, die uns beweisen, daß diese oder jene Unternehmung gerade am betreffenden Tage unternommen worden, weil es ein Glückstag war, eine andere eines Unglückstages wegen unterblieben ist. Die neuere Kriegsgeschichte kennt die besonderen Tage nicht mehr — ich möchte jedoch daraus keineswegs den Schluß ziehen, daß unsere modernen Führer sie nicht mehr kennen, denn der Glaube steckt viel zu tief in der Psyche des Volkes, als daß man annehmen dürfte, die Feldherren aller Heere seien völlig frei davon; allein sie lassen ihre innersten Gedanken nicht mehr frei hervortreten, wie das in früheren Zeiten gang und gäbe war! Lucullus, der, als man ihn auf einen Unglückstag

hinwies und ihm bedeutete, er dürfte an einem solchen nichts unternehmen, mit den Worten: „Gut, dann mache ich einen Glückstag aus ihm!“ 69 v. Chr. den Tigranes angriff und ihn, trotzdem er an Zahl weit unterlegen war, besiegte, weil er siegen wollte, beweist uns das klar. Daß nicht nur Wallenstein an dies fasti et nefasti glaubte und zu deren Berechnung Astrologen und Mathematiker in seinem Solde hielt, ist bekannt. Cromwell hielt daran fest, daß der 3. September sein Glückstag sei. Wirklich hat er an diesem Tage bei Dunbar und Worcester gesiegt, allein der 3. September wurde auch sein — Todestag! Von Napoleon wird behauptet, seine Umgebung habe stets gewußt, wenn ein großer Tag angebrochen sei, weil der Kaiser dann von einer unerklärlichen Unruhe und Angst gequält worden sei, selbst wenn ihn der betreffende Tag persönlich gar nicht berührt hätte. Zwar habe er die Bangigkeit vor seiner Umgebung zu verheimlichen gesucht, es sei ihm aber selten gelungen.

Der Freitag hat zu allen Zeiten, wie schon erwähnt, eine bedeutsame Rolle gespielt. Gustav Adolf, der fromme Schwedenkönig, hat nie am Freitag etwas von Bedeutung unternommen. Als die kaiserliche Armee 1859 in Feindesland einmarschierte, prophezeiten ihr Schwarzseher von vorneherein Unheil. Und wirklich ging der Feldzug, der so verheißungsvoll begonnen, den siegesgewissenen Oesterreichern verloren. Benedek war von der schlimmen Wirkung des Freitags derart überzeugt, daß er nicht einmal eine Badereise an jenem Tage unternehmen wollte. Von General Trochu, der doch ein gläubiger Bretone war, ist uns eine Rede bekannt, die er vor dem Ausfall der belagerten Pariser-Armee im Januar 1871 hielt. Eine Stelle ist bedeutungsvoll: Der Freitag ist mir in hohem Maße unangenehm. Er wird viele Leute besorgt machen. Es steht uns schon so viel entgegen, daß wir nicht auch noch den Freitag nötig haben. Man spricht ja allbereits von den Freitagen des Generals Trochu. . . . Der Ausfall wurde auf Donnerstag den 17. Januar angesetzt, mißlang aber nichtsdestoweniger.

Unsere Untersuchung wäre unvollständig, wollten wir nicht auch die „Vorzeichen“ kurz erwähnen, die ja selbst im täglichen Leben des Friedens eine so große Rolle spielen und von denen hier in anderem Zusammenhang teilweise bereits die Rede war. Entweder sind es gang und gäbe Vorkommnisse oder Behauptungen; wie z. B. die erste Begegnung mit einer alten Frau nach landläufiger Ansicht Unglück bedeutet, während das Zusammenreffen mit einem jungen Mädchen oder einem Knaben am Morgen Glück bringt, wenn der Hund mit erhobener Schnauze heult, unbedingt etwas Angenehmes eintreffen muß oder aber ein Brandausbruch droht, während das Heulen mit gesenktem Kopf dem Menschen den baldigen Tod mit Sicherheit kündigt, oder aber die Zeichen sind derart geheimnisvoll, daß der gewöhnliche Sterbliche sie nicht zu erkennen, namentlich aber nicht zu deuten vermag, weshalb er den Hellseher aufsuchen muß, die Wahrsagerin, die Zeichendeuterin. Darin liegt wohl der Grund zur Erklärung der Tatsache, daß die Wahrsagerie durch den Weltkrieg eine geradezu schreckenenerregende Ausdehnung angenommen hat und zum Aufsehen mahnt. (Fortsetzung folgt.)

Das Ludendorff-Buch.

(Fortsetzung.)

IV.

Neben der Behandlung der taktischen und organisatorischen Fragen beansprucht, wie schon in der Einleitung angedeutet worden ist, die Beurteilung der jeweiligen Lagen, der operativen Aussichten und der sich hieraus ergebenden strategischen Möglichkeiten, eine ganz besondere Beachtung. In welchem Sinne sie gehalten sind, geht wohl am besten aus folgenden Ausführungen hervor: „Der Laie glaubt zu leicht, im Kriege wäre alles nur ein Rechenexempel mit bestimmten Größen. Es ist alles andere nur das nicht. Es ist ein gegenseitiges Abringen gewaltiger, unbekannter physischer und seelischer Kräfte, und zwar um so schwieriger, je größer die eigene Unterlegenheit ist. Es ist ein Arbeiten mit Menschen von verschiedener Charakterstärke und mit eigenen Gedanken. Der Wille des Führers allein ist der ruhende Pol. Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen, sofern sie nicht den Krieg in Führerstellen mitgemacht haben. Ich möchte ihnen wünschen, einmal selbst eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden bei der Unklarheit der Lage und den gewaltigen Anforderungen vor der Größe der Aufgabe erschrecken und bescheidener werden. Nur das Staatsoberhaupt, der Staatsmann, der sich zum Krieg entscheidet, trägt, wenn er dies klaren Herzens tut, gleiches und mehr als der Feldherr. Bei ihm handelt es sich um einen einzigen gewaltigen Entschluß, an den Führer treten sie täglich und stündlich heran. Von diesem hängt dauernd das Wohl und Wehe vieler Hunderttausende, ja ganzer Nationen ab. Es gibt für einen Soldaten nichts Größeres, aber auch nichts Schwereres, als an der Spitze einer Armee oder des ganzen Feldheeres zu stehen.“

Bei dieser Auffassung der Dinge ist es kaum anders möglich, als daß sich alle diese Beurteilungen auszeichnen durch strenge Nüchternheit und Zurückhaltung. Sie scheuen sich nicht, auch dem Gegner gerecht zu werden, und sind weit entfernt von jener maßlosen Uebertreibung und Bewertung der eigenen Erfolge, wie man sie während des Krieges in den Berichten neutralseinwollender Skribenten zu lesen bekommen hat. Sie bilden daher auch für jene Berichterstattung eine besondere Genugtuung, die sich in fachmännischer Weise bemüht hat, den Ereignissen die einfachste und natürlichste Deutung zu geben, und nun mit Vergnügen konstatieren darf, daß sich diese Beurteilung in den meisten Fällen mit derjenigen deckt, die heute im Ludendorff-Buche zu lesen ist.

So ist beispielsweise gerade in der Kriegsberichterstattung dieser Zeitschrift vielfach darauf hingewiesen worden, nicht jedes Zurückdrücken der gegnerischen Front, jeden Einbruch in die feindlichen Stellungen als Durchbruch mit den weittragendsten operativen Folgen bewerten zu wollen. An Hand von kriegsgeschichtlichen Beispielen ist gezeigt worden, daß einem solchen Stellungseinbruch zuerst die taktische Auswirkung zu folgen habe, bevor er den Anspruch auf einen strategischen Durchbruch erheben könne. Uebereinstimmend hiemit schreibt Ludendorff: „Wir haben im Osten und Westen während des ganzen Krieges keinen großen strategischen Durchbruch in allen seinen Folgen zu Ende führen können. Der zwischen Wilna und Dünaburg ist der